

Hermann Eberhardt

Deutsche Schulbildung im Wandel

(Skript vom November 2008)

Das eigene Klassentreffen 2008 (50 Jahre nach dem Abitur) stand bevor. Koordinator E.J. regte an, sich zu diesem Anlaß doch einmal Gedanken über die Frage zu machen, was die Schulzeit auf dem Humanistischen Gymnasium (HG) jedem Klassenkameraden persönlich gebracht habe. Aus den Tiefen meiner Prägung sah ich spontan die Forderung einer Lobeshymne auf das HG auf mich zukommen. Bezeichnenderweise fiel mir deshalb erst einmal ein, festzuhalten, was mir das HG *nicht* gebracht hat. Ich formulierte es für mich aus und stieß dabei zwangsläufig auf die Lücken, für die v.a. die überkommene idealistische Prägung des „Humanistischen Gymnasiums“ der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts verantwortlich zeichnet.

Nach meinem Eindruck hatte sich bis zu meiner Zeit im Gymnasium im Selbstverständnis des HG seit Beginn des Jahrhunderts nichts geändert.¹ Ungebrochen durch die NS-Zeit kam auch auf mich etwas von dem Hochmut, durch das HG zum Generalisten qualifiziert zu sein und sich zur Bildungselite rechnen zu können, über. Nicht von ungefähr übernahm ich die Vorstellung vom HG an der Spitze eines selbstverständlich dreistufig gegliederten Schulsystems bzw. Ausleseverfahrens. HG stand für „klassische“ Bildung. Als klassisch gebildet konnte sich ausweisen, wer Homer oder Vergil im Urtext zu zitieren vermochte bzw. die „Alten Sprachen“ gelernt hatte. Der Deutschunterricht steuerte dann die Deutschen Klassiker bei.² Im Kontext des überkommenen Deutschen Bildungshorizonts reichte das auf einem HG abgelegte Abitur als ‚social class indicator‘, so dürfte die tatsächliche Allgemeinbildung auch sein mochte.

1 In seiner 8 Jahre nach seinem Tode 1998 unter dem Titel „Im Atem der Zeit. Erinnerungen an die Moderne“ (Hoffmann und Campe, Hamburg) erschienenen ausladenden Autobiographie schreibt der 1900 geborene und in Wien aufgewachsene Komponist Ernst Krenek im Rückblick über seine Zeit am Humanistischen Gymnasium (S. 84): „...was den ‚praktischen‘ Nutzen unserer Studien anbelangt, so bin ich sicher, daß wir klassischen Humanisten imstande sind, jedem utilitaristischen Spezialisten jederzeit auf seinem eigenen Gebiet zu schlagen. Ich würde es mir ohne weiteres zutrauen, nach einer kurzen Zeit der Einweisung ein Warenhaus, eine Telefonvermittlung oder eine Eisenbahndienststelle ebenso effizient zu leiten wie jemand, der jahrelang eine spezielle Berufsschule besucht hat, um zu lernen.“

2 Aus einem Sketch, den meine Klasse bei einer Schulfestivität aufführte, ist mir noch folgender Vers in Erinnerung: „Das Zitieren von frapperenden Zitate, / hebt den Sinngehalt von Texten und Traktaten. / Ist der Inhalt noch so leer, blasiert und öde, / jeder applaudiert, wenn er garniert mit Goethe.“

Natürlich versetzt das Erlernen von Latein und Griechisch in die Lage, wissenschaftliche Fremdwörter mühelos zu entschlüsseln, sich etwa die Romanischen Sprachen oder Englisch schneller anzueignen und für ein geisteswissenschaftliches Studium eher gerüstet zu sein. Doch wie wurden die alten Sprachen unter den überkommenen pädagogischen Voraussetzungen gelernt! Was kam im gängigen Paukunterricht dabei alles zu kurz! Kurzsichtig, wer meint, in der durch das HG vermittelten Fassung von „Humanismus“ auch zukunftsferne „*Humane Bildung*“ garantiert zu sehen. Selbst wo etwa der Griechischunterricht bis zur verständigen Lektüre des originalen Platon vordringt, bleibt doch kein Raum, das überkommene idealistische Erbe und mit ihm die Ideologie des Idealismus und deren Auswirkungen zu hinterfragen. Das idealistische Erbe weist keine Verbindung zwischen Humanisten und „Banausen“³ und neigt zur Abwertung bzw. Mißachtung praktischer Lebensgegebenheiten oder -anforderungen. Nicht von ungefähr erwuchs aus dem „Humanismus“ der Väter keine Kraft zum politisch wirksamen Widerstand gegen den Nationalsozialismus.⁴ Nicht von ungefähr tun sich die Deutschen immer noch schwer mit einer zeitgerechten, d.h. hinreichend pragmatisch – will sagen: lebensstüchtig – orientierten Neuordnung ihres Bildungs- und Schulsystems.

So lange das Abitur am HG unbesehen die Türen zum Weg an die Spitze öffnete, strafe es auch dessen dreiste Umkehrung von Senecas ironischer Bemerkung „non vitae, sed scholae discimus“⁵ ins verheißungsvolle Motto „non scholae, sed vitae...“ – trotz allenfalls aufgelockerter Paukpädagogik⁶ – nicht Lügen. Für diese Schule zu lernen, gewährleistete auch Aufstiegschancen im Leben.

3 Ursprünglich griech: „Handwerker“! Bei Platon dann als Bezeichnung für den „gemeinen“ Menschen gebraucht. Nach gängigem Fremdwörterbuch (Duden): „Mensch mit unzulänglichen, flachen Ansichten in geistigen u. künstlerischen Dingen; ... ungeistig; kleinlich im Denken, spießig“.

4 In seinen Erinnerungen „Fünf Deutschland und ein Leben“ (C.H. Beck München, 7. Aufl. 2007, S. 285f.) lese ich bei Fritz Stern: „Ich war vielmehr der Meinung, daß die große Bildungsbegeisterung der deutschen Gesellschaft des | neunzehnten Jahrhunderts, so produktiv sie auch war, eine Vernachlässigung der Politik, ja sogar einen hochmütigen Rückzug aus der Politik erleichterte, mit der Folge, daß man sich allmählich und oft ohne es recht zu bemerken mit jener politischen Unreife abfand, wie sie in der plumpen antiwestlichen Rhetorik der deutschen Intellektuellen während des Ersten Weltkriegs und der rabiat antidemokratischen Agitation in den letzten Jahren der Weimarer Republik deutlich wird. Wie konnten so viele Menschen von solcher intellektuellen Bedeutung und mit so starkem moralischen Vorsatz den tölpelhaften Autoritarismus des Kaiserreiches, die Zerrissenheit Weimars und die Tyrannei Hitlers ertragen?“

5 Seneca d.J. (röm. Staatsmann, Philosoph und Schriftsteller + 65 n.Chr.), epist. 106,12: „Nicht fürs Leben, sondern für die Schule lernen wir“.

6 Welch schlimme Blüten die Paukpädagogik um die Wende zum 20. Jahrhundert trieb, beschreibt Thomas Mann über Hanno Buddenbrooks Schulerlebnisse am Ende seines Romans „Die Buddenbrooks“.

Doch die Lebenswelt hat sich inzwischen gewandelt. Globale Sicht erscheint notwendig. Weder idealistische noch materialistische Ideologie genügen der Forderung menschengerechter und -förderlicher Lebensgestaltung und -bewältigung. (Aus)Bildung nach überkommenem Stufen-System gar im Verein mit einem „klassischen“ Paukanon, liefe nicht nur auf einseitige Förderung entsprechender Begabung hinaus, sondern verzichtete sträflich auch auf die Förderung jeglicher Begabung, die nicht ins Muster paßt oder unter ungünstigen sozialen Verhältnissen verschüttet bleibt.

Wenn es gilt, in der Schule für das Leben zu lernen, muß das Leben selbst bestimmen, wie und was in der Schule zu lernen ist. Erst allmählich entdeckt die Pädagogik die Schlüsselrolle der Lern-Motivation, die dem unverstellten Leben selbst und seinen Erfahrungen bzw. Fragen entspringt. Der Schulunterricht, den ich erlebte, ging fraglos von einem vorgegebenen Lernkanon aus. Niemand dachte hier daran, sich der unmittelbar zugehörigen Lernmotivation der Schüler zu versichern. Schüler zu sein bedeutete, Zögling bzw. Objekt der Erziehung zu sein. Dem Objekt kommt keine Eigenbestimmung zu. Der Lehrer wird damit zwangsläufig zum „Pauker“, wo es ihm nicht gelingt, den Schüler bei eigenen Fragen, Lerninteressen oder auch Begabungen abzuholen. Auch dem bemühtesten Lehrer sind durch einen längst vorab inhaltlich festgelegten Lehrplan Grenzen gesetzt.

Ein Lehrplan, den unbesehen durchzupauken Bedingung des Schulerfolgs ist, gerät zwangsläufig in die Krise, sobald der „Pauker“ nicht mehr fraglos als Autorität anerkannt wird. Hier reicht es nicht aus, den Lehrplan für sich zu renovieren. Das hinter ihm stehende Konzept muß den Wandel der Stellung zu „Autoritäten“ berücksichtigen.⁷ Nur Lehrer, die ihren Schülern wirklich etwas zu bieten haben, was sie interessiert, werden keine Autoritätsprobleme haben.⁸ Wer meint, damit sei ein spontaner Beliebigkeitsladen eröffnet, denkt m.E. zu kurz. In jedem Menschen steckt das Bedürfnis, Sinnvolles zu tun. Zum Unternehmen, elementare Interessen freizuschaukeln, gehören dann freilich auch ein Setting, in dem die Selbstverantwortlichkeit der Schüler nachhaltig gefragt ist, und eine Schulzeit, die kundiges Geleit bei der Bewältigung von Aufgaben vorsieht.

Nicht nur, weil sich die Familienkonstellation mit der Berufstätigkeit der Mütter gewandelt hat, läuft diese Forderung auf die Ganztagschule hinaus. Das Ende fragloser Autorität betrifft auch die Eltern-Kind-Beziehung und überfordert – auch abgesehen von den aktuellen Lerninhalten – die Mehrheit der Eltern, ihre Kinder schulisch angemessen zu begleiten. Daß die Eltern über die Ganztagsbetreuung ihrer Schulkinder zeitlich und erzieherisch entlastet werden, ist dabei nur

7 Auch, weil es hier in Finnland anders aussieht als in Deutschland, zeitigt die erste sogenannte Pisa-Studie für Finnland günstigere Ergebnisse als in Deutschland.

8 Erhellend, was Frank McCourt unter dem Titel „Tag und Nacht und auch im Sommer“ (Luchterhand Literaturverlag, München 2006) in seinen Erinnerungen von seiner Lehrertätigkeit in New York erzählt.

die eine Seite. Auf der anderen Seite kommt auch eine unerläßliche Bedingung auf sie zu. Sie müssen sich verpflichten, auch diejenigen schulischen Maßnahmen mitzutragen, die ihren auf eigene – naturgemäß frühere – Schulerfahrungen beschränkten Horizont überschreiten.

Solange hier nicht entsprechende Regeln gelten, erscheint der Lehrerberuf für normal Begabte unattraktiv. Die fraglose Autorität der Lehrpersonen von einst ist dahin. Selbst pädagogisch unangefochten kompetente Lehrer finden sich vom System allein gelassen und reiben sich an wachsenden Disziplinproblemen auf. Auch unabhängig von Haltung und erzieherischem Vermögen der Eltern braucht die Schule ihren Raum, angemessene Regeln für gelingenden Schulbetrieb zu vertreten und achtungsvollen bzw. regelrecht disziplinierten Umgang aller beteiligten Parteien miteinander durchzusetzen, wo es nötig ist.

Erscheint angesichts des Wandels der Zeit und der gesellschaftlichen Gegebenheiten unabdingbar, auch das Bildungskonzept neu zu fassen, verliert nicht nur das altsprachlich orientierte Gymnasium zwangsläufig seine Spitzenposition. Gilt das dreistufige Schulsystem als überholt, rangieren unterschiedliche Begabung berücksichtigende und fördernde Schultypen selbstverständlich *nebeneinander*, und es ist keineswegs ausgemacht, welche höhere Schulbildung eine beruflich höhere Position verspricht. Schule hat Grund(aus)bildung zu leisten und für weiteres Fortkommen im Leben, d.h. auch im praktisch oder theoretisch fordernden Beruf „fit“ zu machen. So breit gestreut die Anforderungen des Lebens sind, so wenig verheißungsvoll dürfte die Vorstellung sein, einzig über *eine* Schulform „Generalisten“ heranbilden zu können.

Den persönlichen Möglichkeiten und Grenzen, die sich je nach Begabungsausstattung abzeichnen, entspricht der jeweils anzustrebende Schulabschluß. Doch es wäre falsch, sich hier zu früh festzulegen. Begabungen können länger schlummern. Die Grenzen zwischen den Schultypen sollten daher so lange wie möglich fließend sein. Allgemein verbindliche Standards der Qualifizierung für die Weiterbildung auf jeweils erforderlichem Niveau jenseits der üblichen Schule bleiben in jedem Fall unverzichtbar. Daneben sollte jede Schulform über offene Türen zu Ausflügen in lebendige Praxis verfügen.

Was damit für die Schule gilt, gilt nicht minder auch für alle sich ihr anschließenden (Aus)Bildungsinstitutionen. So selbstverständlich, wie zur praktisch-handwerklichen Ausbildung die theoretische Kenntnisse vermittelnde Berufsschule gehört, so selbstverständlich bedarf vice versa auch die intellektuelle Fortbildung an der sogenannten Hoch-Schule der praxisbezogenen Rückbindung. Für die Natur- oder auch – ich sage jetzt einfach – Lebenswissenschaften ist das längst einigermaßen klar. Doch auch den überkommenen Geisteswissenschaften bleibt diese Forderung nicht erspart. Wie viele unglücklich Studierende gibt es, die viel zu spät entdecken, daß sie nicht wußten, woraufhin sie studierten und dann mit den praktischen Anforderungen ihres Berufs nicht klar kommen! Höchst

fragwürdig erscheinen dementsprechend Dozenten, denen nicht auch praktisch gegenwärtig ist, was ihre Hörer mit dem anfangen können, was sie ihnen vermitteln! Natürlich soll die Hoch-Schule zu eigenständigem methodischen Forschen anleiten, doch ihr vornehmliches Ziel ist nicht die „Produktion“ von reinen oder gar blinden Wissenschaftlern, sondern von Menschen mit Augenmaß auch für die praktischen Erfordernisse des nachfolgenden Berufs.

Rückbindung an praktische Erfordernisse bedeutet demnach nicht, einer pragmatistischen Horizontverengung das Wort zu reden, sondern dafür zu sorgen, daß Wissenschaftsvermittlung nicht unkontrolliert vom Boden allgemeiner Bildungsziele abhebt. So schön es sein mag, im sprichwörtlichen „Elfenbeinturm“ zu residieren, auch an der Hoch-Schule gilt es, „für das Leben“ zu lehren und zu lernen.

Weil dem so ist, und weil das Leben in seiner Vieldimensionalität keineswegs allein „geistige“ Anforderungen stellt, kann etwa vom absoluten Vorrang der Geisteswissenschaften keine Rede mehr sein. Solchen Vorrang daraufhin der Natur- oder Wirtschaftswissenschaft einzuräumen, wäre jedoch ebenso verfehlt. So absurd es ist, einander zugeordnete Dimensionen eines mehrdimensionalen Körpers in eine feste hierarchische Reihenfolge bringen zu wollen, so klar erscheint die Vorstellung vom absoluten Vorrang einer bestimmten Bildungsdisziplin überholt. Darüber hinaus lehrt lebendiges Leben im raschen Wandel der Zeiten unübersehbar die Dynamisierung der Bildung. Niemand kann sich – kurz gesagt – ohne persönliche Nachteile auf dem, was er einmal gelernt hat, ausruhen.⁹ Laufende Fortbildung ist zumindest im aktiven Beruf angesagt. Das persönliche Recht zur „Rückständigkeit“ bleibt dabei selbstverständlich unangetastet. Einäugig, wer in der Rückständigkeit alter(nder) Menschen allein die negative Seite sähe. In „Rückständigkeit“ kann sich durchaus Beständigkeit abbilden, und mit dieser begegnet ein unverzichtbares Lebenselement.

Was bleibt nach diesen Erwägungen vom Erbe „Humanistischer Bildung“ mit ihrem Markenzeichen der „Alten Sprachen“ übrig?

Zunächst einmal dies: Charakterbildung und umgangsförderliche Prägung/Erziehung sind im Grunde Sache jeder seriösen Schule.¹⁰ Ob eine Schule herausragend genannt werden kann, hängt weniger von dem ab, *was* in ihr gelehrt wird als *wie* in ihr gelehrt wird. Auch können sogenannte Generalisten, wenn es sie noch gibt, angesichts der Wissenschaftsfülle von heute wahrlich nicht mehr das Produkt einer bestimmten Schule sein.

9 Wer ohne PC aufwuchs und den Umgang mit ihm nicht lernte, gerät zwangsläufig ins Hintertreffen, wenn er dieses nicht nachholt.

10 Wer grundsätzlich gegen die Praxis von sog. Kopfnoten ist, muß sich nach alternativen Möglichkeiten des leitenden Feedbacks umtun.

Persönlich vermute ich, daß ich kein Theologe geworden wäre, hätte ich dazu auf der Universität neben Hebräisch auch noch Griechisch und Latein lernen müssen. Nach der Hoch-Schule der Theologie weiß ich, daß jede wegweisende Auseinandersetzung mit prägenden Dokumenten der Geistesgeschichte nicht ohne Eindringen in die Sprache, in der sie verfaßt wurden, möglich bzw. verantwortbar ist. Sprache bildet Horizont ab. Wer zum Erfassen fremdsprachiger Texte einzig auf kommentarlose Übersetzungen angewiesen ist, übersieht nicht, welche Verkürzungen ihm dabei unterkommen. Überall, wo es um die abendländische Geistesgeschichte und damit um die Wurzeln abendländischen Denkens oder auch das Erfassen historischer Prägung geht, begegnen die Alten Sprachen und die Bibel. Weil dem so ist, kann im Bildungsbetrieb weder auf Altphilologen noch auf Theologen verzichtet werden. Das muß indes nach dem oben Gesagten nicht heißen, daß ausführliche Annäherung an die Alten Sprachen unbedingt schon in der Zeit der „höheren“ Schule erfolgen sollte. Auf Zusammenhänge muß hingewiesen sein, und wer hier als Schüler schon einsteigen will, sollte die Möglichkeit dazu haben. Daß das Erlernen von Latein den Umgang mit Grammatik und der Konstruktion bzw. Logik der Sprache fördert, will ich nicht bestreiten. Wer indes meint, ohne Lateinunterricht wäre er hier hilflos geblieben, kommt nicht umhin, seinen obligatorischen Deutschunterricht und den dort geübten Umgang mit Texten zu hinterfragen. Im übrigen lernt spätestens, wer sich mit der Syntax einer Computersprache befaßt, wie zwingend „Rechtschreibung“ bzw. das richtige „Satzzeichen“ an der richtigen Stelle ist.

Das Stichwort „Computer“ führt zur letzten Beobachtung. Kaum etwas markiert den Zeitenwandel stärker als die Computerisierung der Welt. Über PC und Internet steht jedem seiner Bedienung Mächtigen unsäglich mehr Wissen/Information zur Verfügung als auch der beste Universalgelehrte liefern könnte. Sofern es um Wissensumfang geht, erübrigt sich damit die Jagd um den angesehensten Platz unter den Wissenssuchern.

Die grenzüberschreitende Sprache im Internet ist Englisch. Bei meiner schwerfälligen Sprachbegabung nahmen mich auf dem HG, an der Universität und bei meinem Theologenberuf die Alten Sprachen so in Anspruch, daß der in meinem Humanistischen Gymnasium ebenfalls – aber später als Latein – genossene Englisch-Unterricht bis heute nicht ausreicht, das Englisch der Computer-Welt anstandslos verstehen zu können. Der „Deutsche Klassiker“ Friedrich Schiller schrieb schon als Kind lateinische Gedichte. Es ist sinnvoll, daß heutige Kinder, wenn irgend möglich, schon in den ersten Schuljahren ans Englische herangeführt werden. Die Deutsche Muttersprache muß deswegen nicht verkommen.